

Martin Buber: Ein Land und zwei Völker

Kalman Yaron*

Das Problem Israel – Palästina ist in der tragischen Tatsache verankert, daß das „verheißene Land“ eigentlich zweimal versprochen wurde: nach der hebräischen Bibel *Isaak*, und nach islamischer Tradition *Ismael*. Dieses Land, das der Bibel zufolge seine Bewohner auffrißt, steht im Zentrum des hundertjährigen blutigen jüdisch-arabischen Konflikts. Beide Völker erheben Anspruch auf dasselbe kleine Stück Erde. Beide Völker lieben dieses Land, und beide gehen davon aus, daß sie alleine – und nicht der andere – ein Recht auf dieses Land haben. Der erste Staatspräsident Israels, Chaim Weizman, sagte einmal: „Die Tragödie des jüdisch-arabischen Konflikts liegt darin, daß beide Völker Recht haben“, und er fügte hinzu: „Wir haben aber mehr Recht.“

Das Dilemma des einen Landes und der zwei Völker stand im Zentrum von Martin Bubers (1878-1965) politischer Tätigkeit. Sein Leben und Schaffen ist aufs engste mit der Erneuerung Israels verbunden. Das heißt jedoch nicht, daß er die Gründung des heutigen Staates Israel gewollt oder gar vorangetrieben hätte. Sein Kampf für Israel erstreckte sich über mehr als sechs Jahrzehnte. In seinem politischen Engagement erörterte Buber Fragen, die damals wie heute auf die drängenden ungelösten Probleme im Zusammenleben von Juden und Arabern hinweisen.

Noch vor seiner Einwanderung nach Palästina wurde Buber Mitglied des „Brit Schalom“ (Friedensbund), einer Organisation für jüdisch-arabische Verständigung. Ihr gehörten enge Freunde Bubers an, wie Hugo Bergman, Gershom Scholem und Ernst Simon. Seit seiner Einwanderung nach Palästina im Jahre 1938 arbeitete Buber mit großem Engagement für die Verständigung zwischen beiden Völkern. Nach seiner moralpolitischen Sichtweise war die arabische Frage ein wesentlicher Teil der innerjüdischen Frage. Mit der Gründung des Staates Israel im Jahre 1948 hat sich das arabische Problem tatsächlich als ein Prüfstein für die Werte des Judentums erwiesen.

* Prof. em. Kalman Yaron ist Leiter des Martin-Buber-Instituts der Hebräischen Universität Jerusalem.

Gläubiger Zionismus und Realpolitik

In einer heftigen Diskussion über den Zionismus und die Bibel sagte uns Martin Buber, daß „das Buch der Bücher“ auch ohne den Zionismus ewig existieren werde. Es sei jedoch zweifelhaft, ob der Zionismus ohne die Bibel überleben könne. Der Zionismus sollte im hebräischen Humanismus verankert sein, den er als den „Pfad der Heiligkeit“ hervorhob, im Gegensatz zum „heiligen“ Egoismus der Welt.

Im Auftrage der hiesigen zionistischen Vereinigung erlaube ich mir, an Sie die Bitte zu richten, auf Ihrer dreijährigen Vortragsreise auch uns zu besuchen.

und Sie würden unserer Agitation an dem grossen Zuge verhelfen, den wir mit unseren schwachen Kräften nicht hineinbringen können

Martin Buber

Leipzig, Emilienstr. 1.

Aus einem Brief M. Bubers vom 12.1.[18]99, in dem er vermutlich Max Nordau im Namen der zionistischen Vereinigung in Leipzig um einen Vortrag bittet (Privatbesitz).

Bubers Einstellung zum Zionismus und zur arabischen Frage fand 1921 ihren Ausdruck beim XII. Zionistischen Kongreß in Karlsbad. Buber wandte sich vor diesem Forum mit folgendem Aufruf an die arabische Welt: „An diesem historischen Scheideweg, da wir in das Land unserer Väter zurückkehren, verkündet das jüdische Volk seinen Wunsch, mit den Arabern in Frieden und Brüderlichkeit zu leben und das gemeinsame Heimatland zu einer Völkergemeinschaft zu entwickeln, in der sich beide Völker frei entfalten können.“

Die einseitige Unterstützung der arabischen Angelegenheiten und die gnadenlose Kritik gegenüber dem *Jishuw*, der kleinen jüdischen Gemeinschaft in Palästina, machten Martin Buber im eigenen Volk unbeliebt. Man pflegte zu sagen, daß Bubers Hebräisch erst nicht ausreichte und später zu kompliziert war, um sich verständlich zu machen. Er war ein ungewollter, unerwünschter Prophet, der weder die Juden noch die Araber überzeugen konnte. Sein enger Freund Gershom Scholem sagte ironisch: „Buber, der alte Jude, der ein Zeuge des Holocaust war, identifizierte sich eher mit den Besiegten als mit den Siegern. Er befürchtete, wir würden durch unseren Sieg das Gottesbild verlieren, das unsere Feinde uns gelehrt haben, zu bewahren.“ Bubers Streben nach einer Konföderation hat sich als eine Utopie erwiesen. Weder die Juden und schon gar nicht die Araber haben seine Vorstellungen verstanden.

Man muß freilich betonen, daß Bubers Ablehnung der offiziellen Politik innerhalb des Zionismus als „kritische Solidarität“ begriffen wurde. Im Gegensatz zu Theodor Herzls Realpolitik, jedoch in Übereinstimmung mit dem Anliegen des zionistischen Philosophen und Literaten Achad Haam, betonte Martin Buber den kulturellen Aspekt des Zionismus. Er behauptete, daß ohne geistige Erneuerung keine Chance für eine nationale Auferstehung des jüdischen Volkes entstehe. Trotz der „hervorragenden Isolation“ fand Buber Gesinnungsgenossen im *Ichud*, einer Union für jüdisch-arabische Annäherung. Diesen *Ichud* hatten 1942 Judah L. Magnes und Buber als Nachfolgeorganisation des *Brit Schalom* geschaffen. Seine Anhänger traten für die Bildung eines binationalen, paritätisch verwalteten jüdisch-arabischen Gemeinwesens in einem ungeteilten Palästina ein.

Mit der Gründung des Staates Israel hob Buber die tausendjährige Sehnsucht des jüdischen Volkes nach Unabhängigkeit hervor. Das Streben nach Gerechtigkeit in der Beziehung zu anderen Nationen war aus seiner Sicht mit der Errichtung des Staates Israel die größte Herausforderung an das jüdische Volk.

Buber war nicht der einzige, der sich mit der arabischen Frage beschäftigte. Freunde und Gegner befaßten sich mit dem moralpolitischen Problem, das sich durch die arabische Anwesenheit in Palästina für die Juden stellte. Man beschuldigte David Ben-Gurion, der am 14. Mai 1948 den Staat Israel ausrief und erster Ministerpräsident und Verteidigungsminister einer israelischen Regierung wurde, gegenüber der arabischen Frage blind zu sein. Aber bereits auf dem Zionistischen Weltkongreß 1930 in Berlin hatte Ben-Gurion geäußert: „Es ist mir bekannt, daß eine große Anzahl von Arabern jahrhun-

dertelang in Palästina gelebt hat, daß ihre Väter und Vorväter dort geboren und begraben wurden und daß ihre Nachkommen auch in Zukunft hier leben werden.“ Und er fügte damals hinzu: „Wir werden dieser Tatsache liebevolles Verständnis entgegenbringen.“

Zeev Jabotinsky (1880-1940), Gründer der extremen zionistischen Revisionistischen Partei (1925), erklärte im Jahre 1921, daß die Juden, wenn sie Araber wären, der zionistischen Bestrebung sicherlich nicht zustimmen würden. Er bemerkte ironisch, daß die Araber nicht weniger als die Juden „gute Zionisten“ seien, und er glaube, daß man die Kluft endlich überbrücken könne.



Martin Buber (Mitte) bei seinem ersten Besuch in Palästina 1927.

Aus: Martin Buber 1878-1978.
Leben, Werk und Wirkung. Eine Ausstellung (1978).

Der Unterschied zwischen Martin Buber und seinen politischen Gegnern bestand nicht in der moralischen Empfindlichkeit, sondern in den geforderten politischen Konsequenzen. Während die zionistischen Ziele ohne arabisches Zustimmung agierten, machte Buber die Verwirklichung des zionistischen Werkes von der Zusage der Araber abhängig. Er ging sogar so weit, daß er bereit war, die jüdische Einwanderung nach Palästina zu beschränken, um die Araber zu beruhigen.

Die Demarkationslinie

Martin Buber war weder utopisch noch naiv. Er war sich bewußt, daß es in unserer unerlösten Welt nicht möglich ist, volle Gerechtigkeit im Leben zu üben, daß wir in bestimmten Situationen sogar dazu gezwungen sind, Unrecht zu tun. Er warnte jedoch davor, nicht größeres Unrecht auszuüben, als

es unsere Existenz verlange, und den Machttrieb nicht als Lebenstrieb mißzuverstehen. Israels verzweifelter Überlebenskampf im Nahen Osten macht Bubers „*Demarkationslinie*“ besonders zwingend. Hinsichtlich der Widersprüche der beiden nationalen Bewegungen äußerte Buber, daß die Übereinkunft zu gegenseitigen Zugeständnissen unsere Pflicht sei, auch wenn sie unseren eigenen Zielen entgegenstünden. Wir müßten uns daher bemühen, beide Ansprüche in Einklang zu bringen. Dort, wo Glaube und Verständnis lebten, werde – so Bubers Überzeugung – letztendlich eine Lösung gefunden werden, die auf Kompromissen beruhe.

Die Verwirklichung des Zionistischen Programms ist nach Martin Bubers Vorstellung unausweichlich mit einem gewissen Maß an Unrecht gegenüber den Arabern verbunden, doch würde das jüdisch-arabische Zusammenleben in seiner Vision dieses Übel weitestgehend eingrenzen. Buber litt unter der Zwangslage, zwischen der Notwendigkeit, die Überlebenden des Holocaust zu retten, und der moralischen Verpflichtung, den Arabern kein Leid zuzufügen, wählen zu müssen. Deswegen forderte er von der zionistischen Bewegung, Grenzen festzusetzen, die nicht überschritten werden dürften. Er rief den Juden ins Gedächtnis, daß sie nicht in das Land ihrer Väter gekommen seien, um ein anderes Volk zu enteignen oder zu beherrschen.

Obwohl Buber Gewaltanwendung verdammt, war er kein radikaler Pazifist. Er glaubte, daß es Umstände gebe, in denen wir gezwungen seien, Gewalt anzuwenden. Ironischerweise bestand seine erste Aufgabe in Palästina darin, auf eine antizionistische Aussage Mahatma Gandhis über den gewaltlosen Widerstand zu reagieren. In seiner Zeitung „*Harijan*“ hatte Gandhi am 26. November 1938 den Juden geraten, nicht nach Palästina überzusiedeln, sondern in Deutschland unter der Naziherrschaft zu bleiben und den Akt des „*Satyagraha*“ (des Festhaltens an der Wahrheit) zu vollziehen, und damit gewaltlosen Widerstand bis zum Tode zu leisten. In einem der großen zionistischen Dokumente antwortete Buber am 24. Februar 1939 in seinem „Brief an Gandhi“:

„Wir wollten die Gewalt nicht. Wir haben nicht, wie unser Volkssohn Jesus und wie Sie, die Lehre der Gewaltlosigkeit ausgerufen, weil wir meinen, daß ein Mann zuweilen, um sich oder gar seine Kinder zu retten, Gewalt üben muß. Aber wir haben von der Urzeit an die Lehre der Gerechtigkeit und des Friedens ausgerufen; wir haben gelehrt und gelernt, daß der Friede das Ziel der Welt und daß die Gerechtigkeit der Weg zu ihm ist. Also können wir nicht Gewalt üben *wollen*. Wer sich zu Israel zählt, kann nicht Gewalt üben *wollen*. [...] Ich will die Gewalt nicht. Aber wenn ich nicht anders als durch

sie verhindern kann, daß das Übel das Gute vernichtet, werde ich hoffentlich Gewalt üben und mich in Gottes Hände geben.“¹

Mit der Gründung des jüdischen Staates zog Buber eine deutliche Grenze zwischen der Existenz des Staates Israel und dem metaphysischen Entwurf „Zion“. Er definierte den jüdischen Staat nunmehr als einen schmalen Streifen Land, der dem zerstreuten jüdischen Volk Sicherheit und die Möglichkeit eines natürlichen Lebens bieten kann. Das Konzept „Zion“ verknüpfte er mit der jüdischen Wahrnehmung des Göttlichen, wie sie von den Propheten erfahren wurde: „*Zion wird durch Recht erlöst werden und seine Umkehrenden durch Gerechtigkeit*“ (Jes 1,27). Er hoffte, daß die Gründung des Staates Israel der erste Schritt auf dem Weg zu diesem Ziel sei.

Bubers Beurteilung der israelischen Machtpolitik hat sich im Ergebnis des Sechs-Tage-Krieges (1967) als richtig erwiesen, obwohl dieser Krieg durch eine arabische Bedrohungshandlung verursacht wurde. Der gefeierte israelische Sieg hat sich aber als ein Pyrrhussieg erwiesen. Die jüdische Herrschaft über dreieinhalb Millionen Palästinenser hat die humanistische Basis der israelischen Gesellschaft zerstört. Messianische Träume sind erwacht, aber zugleich sowohl Schuldgefühle als auch die Furcht vor arabischem Terror im Namen Gottes. Die Mehrzahl der Israelis ist heute bereit, Land für Frieden anzubieten. Die Frage, die noch offen bleibt, ist, ob die Palästinenser bereit sind, den Preis zu bezahlen.

Was sagt uns Martin Buber heute? Konnte seine humanistische Botschaft in unserer pragmatischen Welt realisiert werden? Trotz seiner unverwirklichten Prognosen war Buber der Mahner und das unbequeme Gewissen Israels. Er wurde ein Symbol für den hebräischen Humanismus und für die Sehnsucht nach Frieden. Das Wort von Gustav Landauer, Bubers engstem Freund, „*Frieden ist möglich, weil er notwendig ist*“, ist heute so aktuell wie eh und je.

Martin Bubers Vision wurde von dem israelischen Schriftsteller Amos Oz zusammengefaßt: „Dies ist unglücklicherweise die Heimat von zwei Völkern, die zum Zusammenleben verurteilt sind. Jedoch werden weder Gott noch Engel vom Himmel herabsteigen, um zwischen den beiden Rechtsansprüchen zu schlichten. Die Existenz beider begründet die schwierige und herausfordernde Aufgabe, in diesem von beiden geliebten Land Seite an Seite miteinander zu leben.“

1) Martin Buber, *Der Jude und sein Judentum*, Köln 1963, 641.